

# Mister China erklärt sich und das Land

**KUNST** Uli Sigg wurde als Unternehmer, Botschafter und Kunstsammler zum China-Kenner. Ein Film erzählt sein aussergewöhnliches Leben, und in Bern ist ab Freitag seine Sammlung zu sehen.

SABINE ALTORFER  
kultur@luzernerzeitung.ch

Eine Katze hat neun Leben – der Schweizer Uli Sigg mindestens drei. Drei chinesische Leben. Davon erzählt Michael Schindhelm in seinem Film. Es ist eine Hommage des ehemaligen Basler Theaterchefs und heutigen globalen Kulturtäters Schindhelm an den Schweizer Unternehmer, Botschafter und Kunstsammler. «Gab es denn gar niemanden, der sich kritisch über mich äusserte, der fand, ich sei ein Idiot?» Das habe er Michael Schindhelm nach dem Sichten des Rohschnitts gefragt, erzählte Uli Sigg.

Ist das verwunderlich? Eigentlich nicht bei einem Mann, der nicht nur in der Schweiz, sondern auch international den Ruf eines Mr. China, eines der besten Kenner des heutigen China, erworben hat. Weil er nicht nur oft, sondern eben auch schon sehr früh dort tätig wurde.

Das einzige kritische Votum, neben viel lobendem Kommentar, kam dann – wen wundert's? – von Künstler Ai Weiwei. Der Regimekritiker findet es falsch, dass Sigg seine einzigartige Sammlung chinesischer Gegenwartskunst China schenkt. «Man würde die Bilder besser im Mauensee versenken.»

## Sigg, der Brückenbauer

Mauensee? Hier auf der Insel, in einem Schloss inmitten seines Privatsees, residieren Uli und Rita Sigg seit 1998. Und hier startet der Film. Theatralisch. Ja gar pathetisch-symbolisch: Die Kamera fährt über die Brücke, die Siggs Insel mit dem Luzerner Boden verbindet. Das rote Tor öffnet sich, man sieht das Schloss aus dem 17. Jahrhundert, die grüne Wiese davor, die gelbe Schlangenlinie einer Blumenrabatte. Darin steht – klein und schwarz, wie eine Statue – Uli Sigg.

Man sieht ihn noch öfter: über Brücken gehen, aber auch durch Korridore in verfallenden Fabriken oder durchs Grandhotel Beijing. Er erzählt ruhig und



Uli Siggs (69) Sammlung chinesischer Kunst in seinem Schloss in Mauensee enthält viele grossartige Werke – auch Porträts von ihm selber. PD

doch farbig über seine vierzig Jahre China-Erfahrung, führt uns in schwülstige chinesische Verhandlungszimmer, auf Chinas Strassen und vor allem in chinesische Künstlerateliers.

Sigg, der Brückenbauer, Sigg, der Türöffner, Sigg, der Experte und Sigg, der Freund: Das zeigt Schindhelm. Uli Sigg, 1946 in Luzern geboren, war Schweizer Meister im Rudern und Wirtschaftsjournalist bei Ringier und kam durch seinen Vater zum Liftbauer Schindler. Was sollte man mit dem Journalisten im Konzern machen? Da kam 1979 die Anfrage aus China nach Zusammenarbeit gerade recht. «Sigg soll China machen, hiess es», erzählt der heute 70-Jährige schmunzelnd. Also reiste er in das Land, «über das man damals weniger wusste als heute über Nordkorea». Wo aber, nach dem Tod von

Mao 1976, unter Deng Xiaoping die wirtschaftliche Öffnung als neue Strategie proklamiert wurde.

## Stundenlanges Zuhören

Sigg checkte das Terrain, teilte sein Hotelzimmer mit Ratten und verhandelte mit den chinesischen Staatskonzernen. Sein Ehrgeiz: nicht nur das erste Joint Venture einer westlichen Firma mit China aushandeln, sondern ein allgemeingültiges Modell kreieren! Welche Strapazen das bedeutete, kann man nur erahnen: Verwaltungsratssitzungen dauerten zehn Tage, die Luft war dick vom Zigarettenrauch, Leute, die sich zu offen zeigten, verschwanden von der Bildfläche, und ob ein ausländischer CEO so viel verdienen durfte wie 120 Chinesen, war eine schier unlösbare Frage, eine Knacknuss. Doch

mit seinem Rezept – nie jemanden unterbrechen, lieber stundenlang dasselbe mehrfach anhören, sich in die andere Seite hineinfinden – gewann Sigg das Vertrauen der chinesischen Politik.

In der Schweiz machte Uli Sigg erstmals ausserhalb des Wirtschaftsteils Schlagzeilen, als Bundesrat Flavio Cotti den Nicht-Diplomaten 1995 zum Botschafter in China ernannte. Wer sonst hätte für expansionshungrige Schweizer Firmen ein besserer Türöffner sein können? Nach seinem Rücktritt 1998 blieb Sigg aktiv, unter anderem als Verwaltungsrat bei Schindler, bei Ringier und bei der China Development Bank. Wie vertraut er mit der chinesischen Mentalität ist, bewies später seine erfolgreiche Vermittlung für das Basler Architekturbüro Herzog & de Meuron beim Wettbewerb um das Olympiastadion.

Und ja, Sigg gehört seit 2008 laut «Bilanz» zu den 300 reichsten Schweizern.

## Containerweise Kunst

In seiner Zeit als Botschafter (1995–1998) wollte Sigg sich einen anderen, direkteren Zugang zum chinesischen Alltag verschaffen. Durch die zeitgenössische Kunst. Die war meist im Untergrund tätig, trotzdem gelangte er in die Ateliers, sah, welche Kraft und Kreativität, aber auch wie viel kritisches Potenzial vorhanden war. Als Filmzuschauer bekommen wir Einblick in die Entwicklung Chinas, wenn die Künstler von ihren Familien erzählen, von Verbannung und Gefängnisstrafen, von ihrem Werdegang. Sigg kaufte.

Containerweise. Und brachte das Kunstgut in die Schweiz in Sicherheit. Erst haben die Werke 100, dann 1000 Dollar gekostet, und spätestens nachdem er «seine» chinesischen Künstler an die Biennale Venedig vermittelt und 2005 in der Berner Ausstellung «Mahjong» gezeigt hatte, kosteten sie 10 000 Dollar und mehr. Die 1463 Werke, die Uli und Rita Sigg 2012 dem Hongkonger Museum M+ versprochen haben, wurden auf 163 Millionen geschätzt, 47 zusätzliche kaufte die Regierung in Hongkong für 22 Millionen Dollar.

Sigg sammelt weiter – vor allem junge Künstler. Das Kunstmuseum Bern zeigt Arbeiten aus den letzten 15 Jahren ab nächster Woche. Die Sammlung Sigg umfasst mittlerweile Künstler aus drei Generationen. Einen besseren Überblick kann weltweit kein Museum bieten.

## Echt schräg

Heute ist Sigg in Kunstkreisen einer der bekanntesten Menschen – und sitzt in Beiräten des MoMa in New York und der Tate Modern in London. Wer den kleinen Mann mit dem grossen Renommee nicht kennt, kann sich entweder Schindhelms Film anschauen – oder sieht ihn als Sujet zahlreicher Werke seiner chinesischen Künstlerfreunde. Manchmal echt schräg.

## HINWEIS

«The Chinese Lives of Uli Sigg» läuft ab Donnerstag im Kino Bourbaki (Luzern). «Chinese Whispers». Neue Kunst aus den Sigg-Collections. Kunstmuseum und Zentrum Paul Klee, Bern; 19. Februar bis 19. Juni.



Trailer zu allen aktuellen Kinofilmen finden Sie unter: [www.luzernerzeitung.ch/kinos](http://www.luzernerzeitung.ch/kinos)

## NACHRICHTEN

### Van Goghs Zimmer ist lila

**KUNST** sda. Das berühmte Gemälde «Schlafzimmer in Arles» des niederländischen Malers Vincent van Gogh war nach Erkenntnissen von Forschern ursprünglich wohl weitgehend lila und nicht blau. Wahrscheinlich sei die Farbe aufgrund von Lichteinwirkung verblasst und blauer geworden.

### Jetzt rattert es im Museum

**ZÜRICH** sda. Seit letztem Wochenende rattert die einstige Fallblatt-Anzeigetafel des Zürcher Hauptbahnhofs im **Museum für Digitale Kunst** in Zürich. Die Schweizer Künstler Andreas Gysin und Sidi Vanetti haben die schwere Installation neu programmiert.

### Chaplin-Museum öffnet im April

**FILM** sda. Das vor zwei Jahren initiierte Museum «Chaplins World» oberhalb von Vevey am Genfersee wird am 16. April, dem 127. Geburtstag von **Charlie Chaplin**, eingeweiht. Einen Tag später erhält die Öffentlichkeit Zugang.

## Vom Flirt mit der Kamera zur spitzen Feder

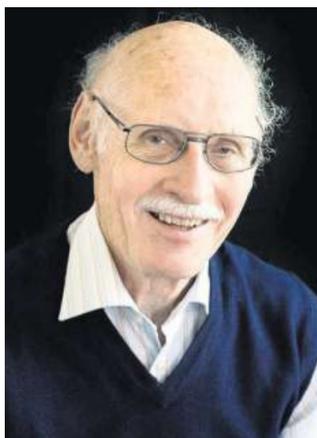
**LUZERN** Leben zwischen zwei Leidenschaften: Der Luzerner Cineast und bedeutende Musikkritiker Mario Gerteis ist überraschend gestorben.

Musikkritiken gehen meist so schnell vergessen, wie sie entstanden sind. Historische Gegenbeispiele seit E. T. A. Hoffmann und Robert Schumann – publiziert in Fachzeitschriften – sind nur Ausnahmen, die die Regel bestätigen. Aber auch das Alltagsgeschäft in Tageszeitungen hat seine eigenen Sternstunden, an die man sich lange erinnert.

### Gesang der Sterne

Das galt einst für einen Text, den Mario Gerteis als Musikredaktor beim Zürcher «Tages-Anzeiger» unter dem Titel «Gesang der Sterne» publizierte. Damit war nicht platt eine musikalische Sternstunde gemeint. Vielmehr verbarg sich hinter der Überschrift eine Auseinandersetzung mit dem Starkult des Opernhauses Zürich, den Gerteis kritisch begleitete. So feierte er eine junge Sängerin als «aufsteigenden Stern». Und stellte ihr den «sinkenden Stern» eines Altstars gegenüber, der bloss noch über einen klingenden Namen, aber nicht mehr über eine solche Stimme verfügte.

Vielleicht würde Mario Gerteis jetzt zu einer ähnlichen Metapher greifen, wo sein eigener Stern erloschen ist. Der 1937 in Luzern geborene Musikkritiker,



Profilierter Musikkritiker: Mario Gerteis. PD

der seit seiner Pensionierung (1998) freiberuflich für Tageszeitungen und Fachzeitschriften schrieb, erlag 78-jährig einer kurzen Krebserkrankung. Die Angehörigen machen seinen Tod heute mit einer Todesanzeige öffentlich. Die Beisetzung in Luzern fand gestern statt.

### Gegen den «katholischen Mief»

Der stille Abschied passt dazu, dass Gerteis als Privatperson jeden Rummel scheute. Beruflich freilich trat er früh ins Rampenlicht, und zwar als Filmemacher. Zusammen mit filmbegeisterten Freunden, darunter der für unsere Zei-

tung schreibende Musikkritiker Fritz Schaub, drehte Mario Gerteis in den fünfziger und sechziger Jahren 14 mittellange Spielfilme und einen Dokumentarfilm – ohne Gagen für die Schauspieler (unter ihnen Adolf Muschg und Peter Studer).

Kürzlich wieder gezeigt wurde der 35-minütige Dokumentarfilm «Luzern – Mosaik einer Stadt», der Alltagsszenen mit Fremden und Einheimischen versammelte – mit Szenen von Strandflirts bis zum ehemaligen Viehmarkt an der Bruchstrasse. Die Gruppe kam gar in Konflikt mit der damaligen kantonalen Zensurbehörde. Aber «es war kein bewusster Aufstand, sondern einfach Nonkonformismus, um den katholischen Mief etwas auszulüften», sagte Mario Gerteis vor zwei Jahren gegenüber der Seniorenplattform «60 Plus».

### Musikfestwochen als Auslöser

Nach Anfängen als Lokalreporter für das «Luzerner Tagblatt» begann auch Gerteis' journalistische Laufbahn mit dem Film. Mit 21 Jahren wurde er zum «jüngsten Filmkritiker, den die NZZ je hatte», und eckte da mit kritischen Kommentaren an. So wechselte er 1963 zum «Tages-Anzeiger», wo er von 1978 bis 1998 als Kulturredaktor tätig war.

Parallel dazu hatte Gerteis zur Profession gefunden, die später ins Zentrum seines publizistischen Schaffens rückte, zur Musik. Anstösse dazu erhielt er, seit er als 15-Jähriger erstmals Platzanweiser bei den Internationalen Musikfestwochen in Luzern war. Bis in die achtziger Jahre schrieb Gerteis später profilierte

IMF-Musikkritiken für die «Luzerner Neusten Nachrichten».

### Virtuoser Plattenspieler

Zu seinem Markenzeichen wurde, dass er mit spitzer Feder nicht nur Interpretationen kritisierte, sondern den Fokus ebenso auf kulturpolitische Aspekte und gesellschaftliche Begleitumstände richtete. Dass er dadurch selber zu einer Art musikalischer Institution wurde, zeigt seine Plattensammlung: Die 12 000 Vinylschallplatten und 19 000 CDs in seiner Wohnung, in der er beim Löwenplatz mit seiner Frau Gaby lebte, hat er der Musikhochschule Luzern vermacht, die sie im Neubau beim Südpol öffentlich zugänglich machen wird. Da Gerteis nach kurzen Versuchen das Klavierspiel aufgab, wurde die Plattensammlung quasi zu seinem Instrument: «Ich spiele lieber virtuos Schallplatte.»

In einem Punkt trafen sich die beiden Leidenschaften dieses Cineasten und Musikkritikers: Mario Gerteis gehörte zu jenen Kritikern, die früh aufgeschlossen waren für Regieexperimente. Von diesem wachen Geist zeugen die musikalischen Bekenntnisse und Bonmots, die er in einer Webkolumne veröffentlichte. In Erinnerung gehalten werden auch sie durch das Buch, in dem sie vor drei Jahren unter dem Titel «Aus dem Leben eines Musikkritikers» erschienen sind.

URS MATTENBERGER  
urs.mattenberger@luzernerzeitung.ch

## HINWEIS

Mario Gerteis: «Aus dem Leben eines Musikkritikers»; Hochschule Luzern – Musik, 2013.